

Nebraska
Staats-Anzeiger und Herald.
 Erscheint jeden Donnerstag.
 Herausgegeben von der
ANZEIGER-HEROLD PUB. CO.
 Entered at the Post Office at Grand Island
 as second class matter.
 Office: 109 S. Walnut Straße
 Telefon No. 1810
 Abonnements-Preise:
 Bei Vorauszahlung, pro Jahr ..\$1.75
 Nach Europa .. 2.75
 Nach Canada .. 2.25



Donnerstag, den 4. April 1918.

Gereimte Gedanken.

Wir sahen am Abend vor Tagen
 Auf grünem Gras unter Bäumen,
 Und lauschten der Lerche Schlägen
 Zu sonnigen, blauen Räumen.

Wie silbern der Weiser glänzte,
 Wie hatten Mandes zu plauschen,
 Kings um uns es grünte und lenzte,
 Es schien die Natur uns zu lauschen.

Wir waren fröhlich und heiter,
 Wohl dem, dem das Glück beschieden!
 Und plauschend ging es dann weiter
 Zum Waldheim im Waldesrieden!

Ich träumt' ich wäre tot,
 Befreit von aller Noth.
 Und weil kein Titel und kein Orden
 Mir auf der Erde je geworden,
 Weil keine ird'sche Last mich drückte,
 Das Leben niemals mich beglückte,
 Hing ich hin zu der Himmelstür.
 Herr Petrus öffnete sie mir
 Und sprach: „Tritt ein, du Galgen-
 trid.“

Es war Manches, was du thast, nicht
 recht,
 Allein du warst nicht böse, nicht
 schlecht,
 Hast keinen Menschen weh getan.
 Drum nehm' ich dich in Gnaden an.“

Er führte mich in's Paradies,
 Die Luft war dort so zuderfüß,
 Die Sonne schien so hell und klar,
 Daß man — selbst mit dem schwarzen
 Star —
 Zwölftausend Meilen weit konnt'
 seh'n.

Vor Freuden wollt' ich schier vergehn,
 Als ich die Selgen alle sah,
 Die Kaiser, Kön'ge, Fürsten, Jaren,
 Die hier mit Bürgern, Bauern — ja
 Selbst mit zerlumpten Bettlercharern
 Ein Herz und eine Seele waren.
 Es gab keinen Glaubensunterschied,
 Es gab nur eine Glaubenslehre:
 „Wir glauben an 'en einen Gott“,
 So fangen hunderttausend Chöre,
 Ein jedes Herz schlug liebeuam,
 „Jubel, Heide, Christ ging Arm in
 Arm.“

Ich sah den Papst mit Lutthern geh'n,
 Napoleon bei Bismarck steh'n,
 Kurzum, wohin das Auge sah,
 Stand hier der Mensch allein im
 Berth.

Obskurantismus war nicht da,
 Es war Alles, Alles aufgeklärt.

So promenirt' ich selig fort
 Und kam zuletzt an einen Ort,
 Der mich ein wenig stutzig machte;
 Herr Petrus sah mich an und lachte,
 „Ich stand vor einer großen Thür,
 Ich sah hinein, — wie wurde mir!
 Vor mir ein ungeheurer Saal,
 Doch immer herrschte weit und breit
 Die allerletzte Dunkelheit;
 Es war Alles schwarz in dem Lokal.
 Trotzdem vernahm ich dann und
 wann
 Ein lautes Schrei'n und Lamentiren.
 „Wer muß denn“, rief ich, „hier lo-
 giren?“

Und schaute Petrus fragend an,
 Der sprach gemüthlich: „Lieber
 Freund,
 An diesem Ort — er ist nicht schön —
 das höre,
 Da wohnen alle Zeitungsredakteure,
 Die auf der Erde stets vereint,
 Zu einem Redepuls sitzen sie, die
 Arnen,
 Und werden stündlich, es mög' Gott
 erbarmen,
 Mit glühend heißen Zangen tausend-
 mal gezwitt
 Für Lügen, die sie in die Welt ge-
 schickt,
 Herr Petrus sprach's und ging
 fürböh —
 Ein jeder Redakteur heßert's ge das!

Zürichte Menschen.

In Chicago sind vor einigen Tagen fünfzig Personen verhaftet worden, weil sie den deutschen Sieg an der Westfront feierten. Wahrscheinlich wird ihnen das übel bekommen, aber zu beklagen haben sie sich nicht. Seit wir in den Krieg eingetreten sind, hat die deutschsprachige Presse des Landes unablässig darauf hingearbeitet, den hier weilenden Reichsdeutschen den Ernst der Lage klar zu machen, sie wiederholt ermahnt, sich den Gesetzen des Landes willig zu unterwerfen, in Wort und That Alles zu vermeiden, was auch nur entfernt als Mißbrauchs der ihnen gewährten Gostfreundschaft gedeutet werden könnte.

An die Amerikaner deutscher Herkunft braucht die deutschsprachige Presse die Mahnung, sich den Gesetzen des Landes willig zu unterwerfen, nicht zu richten, nur ermahnen mußte sie sie, auch Herren ihrer Gefühle zu bleiben. Als Bürger des Landes brauchen die Amerikaner deutscher Herkunft an ihre Pflichten in der gegenwärtigen ersten Zeit nicht erinnern zu werden. Das haben sie gezeigt, als die mannigfachen Forderungen des Krieges an die Nation herantraten. Die Amerikaner deutscher Herkunft haben ihren wohlge-messenen Anteil zu den Freiwilligen gestellt, die unmittelbar nach Erklärung des Kriegszustandes dem Rufe des Präsidenten folgten. Sie haben auch ihren Anteil zur Nationalarmee gestellt, ohne Verzüge zu machen, sich unter leeren Ausflüchten dem Dienste zu entziehen, wie so manche, die sich vor dem Kriege ihrer patriotischen Gesinnung rühmten, getan haben.

Auch ihren Anteil zu den Sammlungen des Roten Kreuzes — und nicht zum wenigsten in unserem Staat Nebraska — haben die Amerikaner deutscher Herkunft in vollem Umfang beigetragen. Hunderttausende von Frauen und Mädchen deutscher Herkunft stricken und nähen seit Monaten für das Rote Kreuz, und sie thun es gern. So haben die Amerikaner deutscher Herkunft gern auch ihren Anteil von den beiden Kriegsanleihen übernommen, was an maßgebender Stelle auch rückhaltlose Anerkennung gefunden hat. Auch von den Kriegssparmarkten übernahmen sie ihren Anteil und wer z. B. die Kriegssparmarkten allein in Hall County durchsieht, muß bemerken, daß die gute Hälfte der Sparmarktfür den deutschen Namens sind. Einzelne, in welcher Form und für welchen Zweck die Regierung ihrer Hilfe noch bedürfen mag, auf die Amerikaner deutscher Herkunft wird sie auch in Zukunft sicher zählen können.

Allein das nimmt Vorurtheilen von der Art desjenigen, das vor einigen Tagen aus Chicago gemeldet wurde, nichts von ihrem bedauerlichen Charakter. Nicht als ob es an sich von großer Bedeutung wäre wenn ein paar Dutzend Leute eine Tummelheide machen, die sie der Gefahr eines Konfliktes mit dem Landesgesetze auslegt, oder die ihnen genährte Gostfreundschaft in unberantworflicher Weise mißbrauchen, sondern weil man in der gegenwärtigen Zeit nur zu sehr geneigt ist, zu verallgemeinern, die Thorheiten und Ausschreitungen Einzelner der Gesamtheit zur Last zu legen, die dann nothwendigerweise darunter leiden muß.

Dies ist keine Zeit, deutsche Siege zu feiern. Nicht für die Reichsdeutschen, und für die Amerikaner deutscher Herkunft ganz gewiß nicht. Nicht bloß deshalb nicht, weil man dadurch eine strafbare Handlung begeht, also sich selbst schwerer Gefahr aussetzt, sondern auch deshalb nicht, weil man dadurch die Gesamtheit in eine schwierige Stellung zur öffentlichen Meinung bringt. Dies ist eine Zeit, keine Pflicht zu thun; für die Reichsdeutschen dem Lande gegenüber, das ihnen trotz des Krieges Gostfreundschaft bietet, und für die Amerikaner deutscher Herkunft dem Lande gegenüber, das ihnen eine zweite Heimath geworden ist.

Was sie immer auch dankbar anerkannt haben und auch heute noch dankbar anerkennen. Auch den Reichsdeutschen in ihrer Gesamtheit kann ohne Weiteres das Zugeständnis gemacht werden, daß sie sich mit der schwierigen Situation, in die der Krieg sie gebracht hat, abgefunden haben, wie man es von verständigen, gesegneten Menschen erwartet. Ausnahmen bestätigen auch in diesem Fall die Regel. Aber gerade in diesen

Vor Allem jetzt, wo noch der Weltkrieg loht,
 Bevor ihn schließlich überrascht der Tod!

Zagen sollten sie und sollten Alle, die es angeht, noch mehr als sonst ihre Zunge bändigen und sich sorgfältiger noch als sonst jedweder Sandlung enthalten, die auch nur mit einem Schein von Berechtigung gegen sie ausgelegt werden könnte. Das sind sie sich selbst und das sind sie uns Amerikaner deutscher Herkunft insgesamt schuldig. Wir können Niemand gestatten, durch unüberlegtes Veredeln und hörtsche Handlungen einen Schatten auf unsere Gesinnung zu werfen, um wir haben sorgfältig darüber zu wachen, das Alles vermieden wird, was uns zu dem Lande unserer Wahl in eine unhaltbare Situation bringen könnte. Wir sind und bleiben stolz auf unsere Herkunft, im Uebrigen gehen wir die Wege, die uns als Bürgern des Landes durch Pflicht und Gewissen vorgezeichnet sind. Er auf diesen Wegen mit uns ist, als Freund willkommen, wer wider uns ist, begiebt sich dadurch des Ansehens, fernerhin zu unserer Gemeinshaft gezählt zu werden.

Zur Bedrohung des Nationalbundes.

Omaha Tribune: Die Tribune brachte vor einigen Tagen eine Depesche aus Washington, daß dem Deutschamerikanischen Nationalbund sein ihm vom Kongreß verliehener Freibrief wahrscheinlich entzogen werden wird. Als Grund wird angegeben, daß der Nationalbund vor dem 6. April 1917 eine Agitation betrieben habe, die den amerikanischen Interessen zuwider war und an Unpatriotizität grenzte. Ferner habe der Nationalbund auch in den einzelnen Staaten Politik getrieben.

Was die erste Beschuldigung anbelangt, so entbehrt sie jeglicher Begründung, und ist durch die Unterfuchung im Kongreß auch kein Schatten eines Beweises dafür erbracht worden. Der Nationalbund hat durch seinen Bundesvorstand und vor Allem durch seine Staatsverbände mit aller Kraft dahin gewirkt, Amerika aus dem Kriege herauszuhalten. Das stimmt. Das war sein gutes Recht. Seine Mitglieder haben damit nur das jedem amerikanischen Bürger in der Bundesverfassung garantierte Recht der Petition ausgeübt. Dies darf also kein Grund sein, ihm seinen Freibrief zu entziehen.

Als Amerika dann schließlich doch in den Krieg eintrat, verammelte sich der Bundesvorstand in Sonderfuchung und forderte jedes Mitglied auf, seine Pflicht als amerikanischer Bürger zu thun und die Regierung in ihren Maßnahmen in der gegenwärtigen Krisis zu unterstützen. Das war amerikanisch gehandelt.

Daß die Staatsverbände Politik getrieben, stimmt, und darauf werden sie stets stolz sein, einerlei was aus dem Freibrief wird. Parteipolitik haben sie keine getrieben. Aber Kandidaten und Plattform-Planen beider Parteien, die gewissen Forderungen und Ansichten zuwider waren, die von den Bürgern deutscher Herkunft begehrt wurden, wurden oftmals mit Erfolg bekämpft. Das erregte natürlich den Aerger der betreffenden Kandidaten und mancher Parteiführer, und diese suchten sich jetzt zu rächen. Es ist aber kein Verstoß gegen das Wohl des Landes. Im Gegenfteil, in den meisten Fällen war dieses Eingreifen in die Staatspolitik für den Fortschritt von allergrößtem Vortheil.

Der Kampf, der aus diesem Grunde gegen den Nationalbund geführt wird, entpringt einfach dem Zweiparteienhystem unseres Landes. Keine der beiden Parteien will auch nur den geringsten Einfluß neben sich dulden. Ihre Führer wollen nicht mit einem unberechenbaren Einfluß zu thun haben, den die Staatsverbände in gewissen Wahlen oft sehr wirksam ausüben.

Auch dies ist kein Grund, daß der Kongreß an einer ehrenwerthen Vereinigung amerikanischer Bürger ein Unrecht begehen soll. Wir hegen deshalb auch vorläufig noch Zutrauen zum Kongreß, daß er sich auf keine solche Sandlungsweise, die nur von gewissenlosen Hezern und albernen Schwärzern gefordert wird, einlassen wird, wenn auch in der von Hoff und Voreingenommenheit geschwängerten Kriegszeit beinahe Alles zu erwarten ist.

Vom Lieben und Hasen der Völker.

Die Welt unserer Gefühle wird von zwei großen Gegenfätzen beherrscht: Von Reizung und Abneigung, oder anders ausgedrückt: Von Liebe und Haß. Was von einzelnen Menschen gilt, das gilt auch vom Völkern; und wie der Haß eines Menschen schon unüberwindlichen Schaden anrichten kann, so wird der Haß eines ganzen Völkers zu einer wahrhaft zerstörenden Macht, die nicht nur dem Feinde, sondern auch dem eigenen Völkern unendlich Leid bringt. Darum nehmen alle die, welche Sachverhalte gegen ein anderes Volk führen, eine schwere Verantwortung auf sich. In dieser Hinsicht hat uns der Weltkrieg um tief schmerzliche Erfahrungen bereichert, und es ist viel von beiden Parteien geandacht worden.

Wenn man auch Reizung und Abneigung, Liebe und Haß notwendig zu unserem Leben gehören, so sind sie doch stetig einem Wechsel, einer Entwicklung unterworfen. Liebe und Haß als solche sind recht unvollkommene Gefühle, beide sind blind, voll Unruhe und Dunkelheit; sie unterliegen den der Zeit unser Gegenwart ist, um überschauen den welcher auf unserer Seite kämpft; sie leben in dem Feinde nur einen Verbrecher, der zu allen Greuelthaten fähig ist, und haben für das, was der Freund thut, nur rückhaltlose Zustimmung und Bewunderung. Eine solche Haltung führt nothwendig in absehbarer Zeit zu Enttäuschungen; denn die harte Wirklichkeit kümmert sich nicht um den Ueberflang von Gefühlen, sondern erzwingt sich früher oder später klar und unerbittlich Anerkennung.

Erst wenn die beiden Urtriebe: Liebe und Haß in einer höheren Einheit zur Veredlung kommen, wenn ihre leidenschaftliche Kraft zwar nicht gebrochen, aber doch der niedrigen, verneinenden Selbstsucht entrückt ist, können sie lebensfördernd wirken. Wir haben im Deutschen kein besonderes Wort, das diese höhere Einheit von Liebe und Haß bezeichnet. Die alten Römer hatten eins; sie nannten die Liebe schöpferische Liebe, die nicht vergewaltigt, sondern versteht will, „caritas“ im Gegenfatz zu „amor“, dem blinden, dunklen, leidenschaftlichen Triebe.

Diese Caritas, diese Liebe im höheren Sinne, die uns veranlaßt und befähigt, unseren Gegner wirklich zu verstehen und Freund wie Feind zu behandeln, thut unserer Zeit mehr als alles Andere noth. Diese Liebe hat nichts mit Schwäche zu thun, sie wird den Krieg mit eiserner Ausdauer fortsetzen, so lange das zum Niederringen niedrig-selbstsuchtigen Ziele nöthig ist, aber sie wird ihn ritterlich führen und wird mit Freuden bereit sein, aufrechtig gemeinte Friedensanerbieten des Gegners mit aller Sorgfalt zu prüfen.

So viel ist sicher: Nur die Partei, die sich aufrichtig bemüht, einen starken Gegner wirklich zu verstehen, seine Vorzüge und minderwerthigen Eigenschaften gründlich kennen zu lernen, hat Aussicht zu siegen.

Wer nur blindlings haßt, wer seinem Gegner nur Böses zutraut, der thut das in der Hauptsache nur zum eigenen Nachtheil. Alles Blut dieses Weltkrieges ist vergeblich vergossen, wenn die Völker nicht lernen, einander besser zu verstehen. Sätten die deutschen Staatsmänner das amerikanische Volk besser verstanden, und hätten die Amerikaner deutschen Blutes das Ubrige zu diesem Verständniß beigetragen, so wäre es gar nicht zum Kriege gekommen. Auf der anderen Seite haben die meisten Amerikaner von deutschen Wesen kein Ahnung; die Wenigen, die deutsche Sprache und deutsches Wesen als etwas Verwundtes empfinden, ziehen es vor, zu schweigen, da ihre Stimme ja doch nicht das laute Gahgeschrei überdönen würde. Hier böte sich Herrn Bryan und Genossen eine gute Gelegenheit, ihr Christenthum zu zeigen. Anstatt durch ihren Kampf für die Prohibition das Land in noch größere Aufregung, als der Krieg schon veranlaßt hat, zu versetzen, sollten sie sich lieber bemühen, die Schürer von Haßgefühlen zu überwinden.

Stimme des Himmels nennt Jean Paul die Menschen, die mit einem Herzen voll Liebe und Sehnsucht über die Erde wandern, denen es aber besagt ist, ihre Liebe und Sehnsucht kundzugeben. In gewissen Sinne ist wohl jeder Suchende und Strebende so ein Stummer des Himmels, der sich umsonst abmüht, seine höchsten und feinsten Gefühle in Worte zu kleiden. Das Beste, was du thun kannst — du kannst es eigentlich keinem sagen.

Uhren des ganzen Landes um eine Stunde vorgerückt.

Zeit letzten Montag haben wir uns beunruhigen müssen, eine Stunde früher aufzustehen, da um Mitternacht von Sonntag auf Montag sämtliche Uhren der Ver. Staaten um eine Stunde vorgerückt wurden, um das Tageslicht besser auszunutzen als bisher. Das ist der Zeitgedanke der neuen Einrichtung, daß wir durch das Vorrücken des Zeigers der Uhr die Zeit ändern und nach derselben den Sommer über unter häuslichen und geschäftlichen Leben führen werden. Das dürfte die ganze wohlthätige Einwirkung auf die ganze Entwicklung des Landes ausüben. Eine vernünftige Zeiteinteilung ist die Grundlage der Lebensführung, und dazu ist das erste Erforderniß, daß Tag und Nacht ihr Recht bekommen. Der Tag ist zum Arbeiten da, die Nacht zur Ruhe. Leider hat aber in unserer Zeit das Nachleben als Arbeits- und Vergnügungsmittel einen so ungehörlichen Umfang angenommen, daß der Tag gar nicht mehr zu seinem Rechte zu kommen scheint. Wer bis in späte Nachtstunden hinein arbeitet oder überhaupt nur wach, der bestiehlt sich selbst um den Schlaf und muß nothgedrungen das Verläumte nachholen, d. h. bis in den Tag hinein im Bette liegen. Weder für die Gesundheit noch für die Arbeitskraft ist das besonders erprießlich. Und nicht nur das, es ist auch kostspieliger. Nachts muß künstliche Beleuchtung das Sonnenlicht ersetzen, und die kostet Geld. Ja, in dieser Zeit mehr als das: die Verteilung von Gas- und elektrischem Licht greift die Kohlenvorräthe des Landes an, und die haben wir zur Zeit anderweitig nöthig. Eine allgemeine Einschränkung der künstlichen Beleuchtung bildet also eine wirksame Ersparniß unserer Kohlenvorräthe. Darauf sind wir bei dem Hauptgrund für die neue Einrichtung: es handelt sich um das Wohl des Landes.

Aber warum denn dazu die Uhr eine Stunde vorrücken? wird Mancher fragen. Könnte man nicht einfach sagen: „Es wird eine Stunde früher angefangen?“ Nein! Das ginge nicht, ohne eine Umfremplung unserer ganzen Verkehrsrichtung, die genau nach der Uhr geregelt sind. Man denke bloß an die Fahrpläne der Eisenbahnen: die müßten z. B. ganz umgekehrt werden. Und im Herbst, wenn die frühere Tageseinteilung wieder eintritt, müßte die Umfremplung wiederholt werden. So mit dem Rücken des Zeiters bleibt äußerlich Alles beim Alten, wird aber thatfächlich anders: der Tag wird in seine Rechte gegenüber der Nacht eingesezt, ohne daß wir es sonderlich merken. Aber, an den wohlthätigen Folgen werden wir es spüren!

Weitere Anebelung der fremdsprachigen Presse verurtheilt.

In der Nebraska Legislatur, die zu einer Sonderfuchung einberufen wurde, soll jetzt ein weiterer Versuch gemacht werden, die fremdsprachige Presse zu knebeln, indem die Seditiousvorlage Bestimmungen enthält, denen zufolge die fremdsprachigen Zeitungen jedes Wort in's Englische überlegen und es dem Verteidigungs-rath unterbreiten müssen. Diese Bestimmung, die zum Glück keine Aussicht auf Annahme hat, würde jeder fremdsprachigen Zeitung den Lebensfaden unterbinden, was natürlich ihr verkäuflicher Zweck ist. Verhiebene Zeitungsherausgeber des Staates, so auch Herr Peter von der „Omaha Tribune“, waren in der Freitagssitzung ergriffen und legten vor dem Judiciary-Comite Berufung gegen diese Bestimmungen ein. Die Vorlage mag in dieser Form nicht zur Annahme gelangen, doch sie zeigt, mit welchen Schwierigkeiten die fremdsprachige Presse in gegenwärtiger Zeit zu kämpfen hat, in welcher ein gewisses Element von der Idee erfüllt ist, eine Macht in Händen zu haben, welche sie nie wieder in solchem Umfang auszuüben Gelegenheit haben wird, und dies augencheinlich auch sehr gut weiß und diese Macht bis zum Neufestern auszunutzen sucht. Es ist eine böse Zeit!

Ueber die Frauen.

Am Horizonte des Lebens sind die Frauen die Wolken, und der Mann der Wind, der ihnen nachjagt. — Mädchen sind Vögel, die nicht immer Treffer sind; oft sind sie uns gerade lieb, wenn sie ungezogen sind. — Die Mutterpflicht ist des Weibes Militärflicht; alle Kommen und ältere Jungfrauen sind — Deferteurinnen. — Die Frau ist ein Schatz und gar mancher Mann ein Schatzgräber. Die Männer glauben die Frauen zu besitzen, und sind von ihnen besessen. — Eine Frau ist nie allein, entweder ist ein Engel oder ein Teufel in ihrer Gesellschaft. — Den richtigen Anschauungsunterricht erhalten wir erst von den — Frauen. — Durch ein Patfschändchen ist so Mancher schon in die Patfsche geraten. — Weiber sind wie Goldschmiede; sie geben Politik und Fassung. Frauen sind die geborenen Strategen. In jeder Kampfsart sind sie zu Hause, in der Handhabung aller Waffen bewandert. Sie kämpfen mit Thränen in der Defensive ebenso siegreich wie mit Lächeln in der Offensive. In tausend Jahren möchte ich wieder leben. Möchte leben, ob noch immer die Blumen blühen und die Sterne scheinen und die Berge zum Himmel ragen. Möchte hören, ob die Vögel singen und die Wälder rauschen, ob die Meere brausen und der Sturmwind heult. Möchte wissen, ob es dann noch Menschen giebt, ob sie noch immer so lieben und hoffen, wie wir es thun. Ob sie gut und edel geworden, gerecht und duldsam und den ewigen Frieden gefunden haben. Und ob die Welt dann von manchem Bicht, der jetzt sich der größten einer aller Zeiten dünkt, auch nur den Namen kennt.

Die stetigen Fortschritte der Bolschewiki-Propaganda unter der norwegischen Fühlerbeförderung haben in Christiania erste Besorgniß wachgerufen. Der Heim der Unrast offenbar auf fruchtbaren Boden gefallen!

Bedrohung der deutschen Kirchen.

Falls die in der Ertraffung der Nebraska Legislatur eingereichte Vorlage zur Unterdrückung von Sedition (Aufwiegelung) zum Gesetz erhoben wird, dürfte es vielen Pastoren und Priestern unmöglich werden, während der Dauer des Krieges ihre Amtsfunktionen auszuüben. Diese Gesetzesvorlage enthält nämlich eine Bestimmung, wonach feindlichen Ausländern während der Dauer des Krieges das Lehren, Redehalten und Predigen unterfugt wird. Es giebt eine Anzahl deutscher Pastoren und katholische Priester in Nebraska, die ihre zweiten Bürgerpapiere noch nicht haben, und diese würden von diesen Bestimmungen betroffen werden.

Die Schriften des englischen Philosophen und Sozialpolitikers Herbert Spencer enthalten folgende Sätze: „Ich verabsichere jede Auffassung von sozialem Fortschritt, die als dessen Ziel Wachstum der Volksmenge, Vermehrung des Reichthums, Ausbreitung des Handels hinführt. Im nationalökonomischen Ideal des menschlichen Daseins wird nur Quantität und nicht Qualität erwogen. ... Das Ideal ist ein vergängliches. ... der Zustand, an dem wir unseren Fortschritt messen, hebt sich in mehrfacher Hinsicht über ab von der Vergangenheit und ist weit entfernt von dem, der für die Zukunft erhofft werden mag. Eine seiner üblen Folgen ist der drohende Untergang der noch übrigen Spuren eines Lebens, das zwar größer und einfacher war, aber den Vorzug hatte, daß es den Menschen einige Ruhe ließ, worin sie leben konnten.“ — Für weite Kreise unseres Volkes liegt in diesen Sätzen viel Stoff zum Nachdenken.

Feine Zeitungen scheint man auch in Philadelphia zu haben. In der dortigen Presse liest man: „Der städtische Nahrungsmittel-Direktor Seize befürwortet, zehntausend deutsche Verdwörer an Laternenpfähle zu hängen. Natürlich würde das Nahrungsmittel sparen, wenn Wienerwurst und Sauerkraut Nahrungsmittel sind. Und da giebt es Leute, die meinen, Wilde gebe es nur noch in Afrika.“

Man ehre die Frauen! Ohne sie wäre der Lebensanfang des Mannes hilflos, die Lebensmitte reizlos, das Alter trostlos.

Wer auf der Straße des Lebens immer seinen eigenen Weg geht, der kommt gar leicht dazu, alle Anderen anzurempeln.

Zwei Methoden, das Nasenbluten schnell zu stillen, sind noch immer nicht allgemein genug bekannt. Die erste besteht darin, daß man den kleinen Finger des Patienten an dem unteren Teil des Nagels — und zwar muß man die Operation in derselben Hand vornehmen, an deren Seite das Blut aus der Nase fließt; also rechts die rechte, links die linke Hand nehmen — mehrmals sehr fest mit einem starken Faden zwei umwickeln. Noch einfacher ist es, den Arm derselben Seite, wo das Blut fließt, hoch in die Höhe gehoben zu halten, bis die Blutung aufhört. Dies ist besonders in der Kindheit sehr wirksam, wenn die Schleimhäute der unbeherrschten Zunge kann man dem Arm eine Stütze geben, indem man mit der Hand einen hohen Gegenstand, Baumast oder dergleichen, ergreift.

Im Waschen von Garbinnen verfähre man wie folgt: Nachdem die Garbinnen gut ausgefäut sind, werden sie vierfach zusammengefaltet, in ein Schöpf geleigt und Regen- oder Flußwasser darauf gegossen. Nach 24 Stunden werden sie in dem Wasser tüchtig geschwenkt und ausgebrüht, ja nicht gereicht und gewunden, denn das dient zum Verderb der Garbinnen. Nun feile man sie, so vierfach zusammengelegt, leicht ein und fehe sie mit kaltem Wasser auf die Herdpfanne, lasse sie langsam heiß werden, aber ja nicht kochen. Schwente und brüde sie in dem Seifenwasser tüchtig, feile sie nun nochmals gut ein, nachdem die äußere Seite noch innen gereicht wurde, und feile sie abermals mit kaltem Wasser auf. Jetzt lasse man sie eine Viertelstunde kochen; sie sind nun blendend weiß. Ausgedrückt, gefüllt und gewaschen, werden sie aufgehoben. Nachdem sie trocken sind, bessere man die Garbinnen durch ein Starfband, lasse sie wieder trocken werden, sprengte sie ein und plätte sie. Unmittelbar aus dem Wasser aufgehängte Garbinnen sehen nie so schön aus, als die vorher geplätteten.

Allerlei für's Haus.

Um gelb gewordenen Flanel zu bleichen, nimmt man anderthalb Pfund weiche, gewöhnliche Seife und löst dieselbe in warmem Wasser auf, nachdem sehr man zwei Drittel Unze Salmiatgelb zu. In dieser Flüssigkeit wird der Flanel eine Zeit lang eingeweicht, in derselben gut herum bewegt und dann in welchem warmen Wasser ausgewaschen. Dieses Verfahren kann auch in Anwendung gebracht werden, wenn man verhüten will, daß wollene Gegenstände bei der Wäsche eingewechen.

Um Silbermudschachen zu putzen, nehme man etwa drei Unzen schwaches Seifenwasser, 20 Tropfen Salmiatspiritus, brüde mit einer Nagelbürste die zu reinigenden Gegenstände stark aus und lege sie darauf in Tücher zum Trocknen. Am besten bleiben sie 24 Stunden eingewickelt liegen. Die Sachen leiden nicht in geringsten darunter und werden ganz wie neu.

Um zu erkennen, ob ein Gegenstand versilbert, vernickelt oder verguldet ist, giebt es ein äußerst einfaches Mittel und braucht man nur den zu untersuchenden Gegenstand in eine Kochsalzlösung zu geben. Das Aussehen versilberter Gegenstände wird hierdurch nicht verändert. Versilberte nehmen nach etwa 10 Minuten eine violette Färbung an und verguldet Gegenstände werden mit der Zeit mattgrau. Giebt ein äußerst einfaches Mittel, um sich vor Ueberverteilung zu schützen.

Polierte Fesse an Messer und Gabeln, welche grau geworden sind, fricht man wieder auf, indem man auf ein Stück abgegangener Leinwand 2—3 Tropfen Del giebt, etwas Möbelpolitur, vermischt mit einer Kleinigkeit Schwärze, darauf tut und damit die Feste poliert.

Ein Hellerbrennen des Petroleums erzielt man durch Zufuß von wenig Kampfer. Ein Stückchen von der Größe einer Haselnuß reicht für zwei Wochen. Man höst den Kampfer fein und tut ihn in den Ballon. Dies bewirkt, daß die Flamme heller, nicht zudend und ihren Rauch vergehend gleichmäßig fortbrennt.

Um Nidelgegenstände, welche in Folge Temperaturwechsels oder anderer Einflüsse gelb geworden sind oder Flecken bekommen haben, leicht wieder aufzufrischen, ist folgendes Verfahren sehr zu empfehlen. Man nimmt 50 Teile guten Alkohols und sezt einen Teil Schwefelsäure zu. In diese Flüssigkeit legt man die aufzufrischen Gegenstände, während einer Dauer von 10 bis 15 Sekunden, und damit sie ja nicht länger darin liegen bleiben, muß den Gegenständen schädlich sein würde, legt man nur wenige auf einmal hinein, um dieselben rechtzeitig herausnehmen zu können. Hierauf taucht man sie in reines Wasser und spült sie tüchtig ab, worauf man sie noch kurze Zeit in gereinigtem Spiritus legt. Die Gegenstände werden dadurch im Aussehen wie neu, auch der Schißf nicht, wenn dieselben mit weicher Leinwand abgetrocknet werden.

Zwei Methoden, das Nasenbluten schnell zu stillen, sind noch immer nicht allgemein genug bekannt. Die erste besteht darin, daß man den kleinen Finger des Patienten an dem unteren Teil des Nagels — und zwar muß man die Operation in derselben Hand vornehmen, an deren Seite das Blut aus der Nase fließt; also rechts die rechte, links die linke Hand nehmen — mehrmals sehr fest mit einem starken Faden zwei umwickeln. Noch einfacher ist es, den Arm derselben Seite, wo das Blut fließt, hoch in die Höhe gehoben zu halten, bis die Blutung aufhört. Dies ist besonders in der Kindheit sehr wirksam, wenn die Schleimhäute der unbeherrschten Zunge kann man dem Arm eine Stütze geben, indem man mit der Hand einen hohen Gegenstand, Baumast oder dergleichen, ergreift.

Im Waschen von Garbinnen verfähre man wie folgt: Nachdem die Garbinnen gut ausgefäut sind, werden sie vierfach zusammengefaltet, in ein Schöpf geleigt und Regen- oder Flußwasser darauf gegossen. Nach 24 Stunden werden sie in dem Wasser tüchtig geschwenkt und ausgebrüht, ja nicht gereicht und gewunden, denn das dient zum Verderb der Garbinnen. Nun feile man sie, so vierfach zusammengelegt, leicht ein und fehe sie mit kaltem Wasser auf die Herdpfanne, lasse sie langsam heiß werden, aber ja nicht kochen. Schwente und brüde sie in dem Seifenwasser tüchtig, feile sie nun nochmals gut ein, nachdem die äußere Seite noch innen gereicht wurde, und feile sie abermals mit kaltem Wasser auf. Jetzt lasse man sie eine Viertelstunde kochen; sie sind nun blendend weiß. Ausgedrückt, gefüllt und gewaschen, werden sie aufgehoben. Nachdem sie trocken sind, bessere man die Garbinnen durch ein Starfband, lasse sie wieder trocken werden, sprengte sie ein und plätte sie. Unmittelbar aus dem Wasser aufgehängte Garbinnen sehen nie so schön aus, als die vorher geplätteten.